

# Unternehmen Universität

In der Bildungspolitik überlebt der Glaube an den freien Markt

| THOMAS STEINFELD | In den vergangenen Jahren wurden Wissenschaft und Universität immer mehr am Leit- und Vorbild der Ökonomie orientiert. Nun hat dieses Leitbild auf dramatische Weise Schaden genommen. Bei Hochschulpolitikern und -funktionären scheint aber bislang kein Umdenken stattzufinden. Man plant und redet, als sei nichts geschehen. Wie lange noch?\*

Vom großen Glauben, der möglichst freie Verkehr von Waren, Kapital und Dienstleistungen über alle Grenzen hinweg sei der Garant für stetig steigenden Wohlstand bis in die fernsten dunkelsten Winkel des Globus hinein, ist bis auf weiteres nicht viel übrig geblieben. Wer wollte, angesichts der größten Überproduktionskrise, die der globalisierten Marktwirtschaft je widerfahren ist, jetzt noch ein unbedingtes Lob auf die Segnungen des offenen Wettbewerbs anstimmen? Wer die Macht, die absolute Freiheit des Kapitalmarkts loben, da doch nun der Staat an allen Ecken und Enden des Wirtschaftslebens als Gesamtunternehmer und Notstandstruppe unterwegs ist? Nein, das tut gegenwärtig keiner mehr, und es wird wohl Jahre dauern, bis, falls es überhaupt je wieder geschehen wird, der radikale wirtschaftliche Liberalismus noch einmal keck seine Stimme erheben wird.

Ganze Bereiche des gesellschaftlichen Lebens gibt es jedoch, die – unter den immergleichen Schlagworten wie „Wettbewerb“, „Transparenz“ und „Qualitätsmanagement“ – in den vergangenen Jahren nach dem Modell des entfesselten Unternehmertums bis in ih-

re Fundamente hinein umgestaltet wurden, bei denen eine kritische Revision der Geschäftsgrundlagen bis jetzt nicht einmal als Möglichkeit erwogen wird – auch wenn ihre Vorbilder, eben die Wirtschaftsunternehmen, längst damit begonnen haben. Aber auch sie werden über Konsequenzen aus der Krise nachdenken müssen, und zwar nicht so sehr, weil sie weniger Geld vom Staat wie von Stiftungen und Firmen bekommen werden (das wird auch geschehen), sondern vor allem, weil die zuvor öffentlich-rechtlichen Grundlagen ihrer Tätigkeit in den vergangenen ein, zwei Jahrzehnten rigoros demselben wirtschaftlichen Liberalismus unterworfen wurden, der die reale Wertschöpfung beherrschte. Grundsätzlich gehören hierzu alle Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens, die sich, oft nach Vorgaben von Unternehmensberatern, als öffentliche Institutionen eine unternehmerische Struktur geben mussten. Und es gilt vor allem für die größte dieser Einrichtungen: die Universität. Denn hatte sich die Europäische Union nicht in ihrer „Lissabon-Strategie“ aus dem Jahr 2000 vorgenommen, die „wettbewerbsfähigkeit“ und dynamischste „wissensbasierte“ Ökonomie der Welt hervorzubringen, komplett mit stetem, dauerhaftem Wachstum und viel sozialem Frieden?

## Die Kultur des Wettbewerbs

In den Vereinigten Staaten erschien im vergangenen Herbst ein Buch, das, erkennbar noch vor Einsetzen der Krise geschrieben, die Entwicklung der Geisteswissenschaften in den vergangenen Jahrzehnten bis an ihr systematisches Ende zu denken versucht: bis zum Verschwinden der traditionellen Zentralfigur des akademischen Lebens. „The Last Professors. The Corporate University and the Fate of the Humanities“ (Fordham University Press, New York 2008) heißt das Werk, verfasst wurde es von Frank Donoghue, einem Anglisten der Ohio State University. „Der Wettbe-

»Die Übertragung von unternehmerischen Verfahren auf die Wissenschaft veränderte die Universität von Grund auf.«

werb“, erklärt er darin, sei mittlerweile für die „Kultur von ebenso großer Bedeutung wie für die Wirtschaft. Dieser Wettbewerb schafft den grundsätzlichen Bedarf an allgemeinen Leistungsstandards, an verbindlichen, aber äußerlichen Normen, mit denen sehr unterschiedliche Arten intellektueller Leistungen gemessen werden.“ An die Stelle von Bürokratie und Berufsethik treten dabei ganz andere Regeln: Zielvereinbarungen, Kosten-/ Nutzen-Rechnungen, Effizienzmessungen, Berichtswesen, Budgetierung, Benchmarking, kurz: die ganzen Illusionsmaschinen des Wissensmanagements.

Die Übertragung von unternehmerischen Verfahren auf die Wissenschaft veränderte die Universität von Grund auf: Sie verwandelte den akademischen Lehrer und Forscher, der zuvor in erster Linie sich selbst verpflichtet gewesen war, in einen „Agenten“ seines Instituts,



## AUTOR

Thomas Steinfeld leitet das Feuilleton der Süddeutschen Zeitung



Foto: picture-alliance

sie etablierte Leistungskriterien, die den Forschungsgegenständen oft fremd sein müssen, sie entwertete den „Professor“ und ersetzte ihn durch den – oft nur befristet beschäftigten, immer seltener beamteten – Lehr- oder Forschungsbeauftragten. Und vor allem: sie löschte den intellektuellen Vorbehalt und dessen praktische Voraussetzung aus, die materiell und auf Lebenszeit gesicherte Distanz zu allen Verwertungsansprüchen, die mit der Freiheit der Wissenschaft verbunden gewesen war.

In welchem Umfang ein akademischer Betrieb, der aus solchen Vorgaben hervorgeht, strukturell denselben spekulativen Charakter entwickelt wie die entfesselte Finanzwirtschaft, der er nachgebildet ist, geht aus einer gerade erschienenen Studie über „Globale Eliten, lokale Autoritäten, Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA, McKinsey & Co“ des Bamberger Soziologen Richard Münch hervor (Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2009). Die Errungenschaften stellen sich, so Münch, keineswegs nur als gesteigerte Effizienz dar. Vielmehr gehören dazu auch höchst imaginäre Dinge wie Quasi- oder Pseudomärkte, also ein erfundener Bedarf von erfundenen Abnehmern. Zu den Leistungen dieser Reform, die meist unter dem Namen „Bologna-Prozess“ figuriert, zählen darüber hinaus die Spaltung der Universität in wenige hervorragende akademische Einrichtungen und viele Lehrhochschulen, die „weitge-

hende Entprofessionalisierung“ der Professoren und ihre Verwandlung in „rationale Egoisten“ oder „rationale Opportunisten“, deren Verhältnis zur Wissenschaft vor allem instrumentell bestimmt ist. Und schließlich begünstigt die Reform auch die Entstehung einer Kaste von „Wissenschaftsstars“, die helfen sollen, die Reputation einer Universität zu steigern, damit sie als möglichst globale „Marke“ funktionieren kann – wenn nötig, bei konsequenter Ignorierung fachlicher und nationaler Bil-

### »Das System ist bestimmt durch eine paradoxe Kombination aus marktwirtschaftlicher Freiheitsrhetorik und einer nahezu totalitären Kontrolle.«

dungstraditionen.

Das der Wirtschaft entlehnte Verfahren, dem all diese Errungenschaften zu verdanken sind, heißt „New Public Management“ („NPM“). Wo die Prinzipien einer solchen Unternehmensführung herrschen, entsteht eine permanent der scheinbaren Effizienzprüfung unterworfenen Sphäre, in der die Rechenschaftslegung und Evaluation von Tätigkeiten einen solchen Umfang einnimmt, „dass die Tätigkeiten selbst von dem Zwang zur Berichterstattung und dem Aufwand der Evaluation deformiert und überfrachtet werden“ (Richard Münch). Dieses System ist, wie der französische Historiker Christophe Charle in dem von ihm he-

rausgegebenen Band „Les ravages de la ‚modernisation‘ universitaire en Europe“ (Paris, Éditions Syllepse 2008) bemerkt, durch eine „paradoxe Kombination aus marktwirtschaftlicher Freiheitsrhetorik und einer nahezu totalitären Kontrolle“ bestimmt.

Ob dabei tatsächlich mehr und besseres Wissen entsteht, ist höchst ungewiss – die Antwort auf diese Frage entzieht sich allen empirischen Verfahren. Um so mehr ist zu vermuten, dass die Reformen weniger wirtschaftlich oder politisch motiviert sind, als dass sie eine scheinbare Rationalisierung darstellen, eine Art erneuerter Säkularisierung vormals geschlossener „kognitiven Anstalten“ (Richard Münch), die sich aus ideologischen Gründen dem intellektuellen Kapitalismus zu öffnen hatten. Das Konzept wäre, so betrachtet, der Heilerwartung geschuldet, das „Wissen“ sei diejenige Ressource, der, in immer schneller werdenden Verwertungszyklen, der ebenfalls immer größer werdende künftige Wohlstand zu verdanken sei. Der ökonomische Parallelglaube hierzu hat sich bis auf weiteres erledigt. Wann wird die Wissenschaftspolitik den Wertverlust bemerken und die Bücher korrigieren?

*\*Unveränderter Nachdruck aus der Süddeutschen Zeitung vom 7. April 2009. Mit freundlicher Genehmigung der Süddeutschen Zeitung.*